



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Matthieu Bordenave Grand Angle: Terre de Sienne; Matthieu Bordenave (ts), Peter O'Mara (g), Henning Sievert (b), Shinya Fukumori (dr); Enja/Soulfood

Der 1983 im französischen Tarbes geborene und in München lebende Tensorsaxofonist Matthieu Bordenave gehört – wie übrigens auch Olivier Messiaen oder Györgi Ligeti – zur raren Spezies der Synästheten, die zwei unterschiedliche Sinnesreize stets gekoppelt wahrnehmen. In ihrem Fall Farben und Klänge, weshalb etwa bei c-Moll vor seinem inneren Auge stets ein kräftiges Blau erscheint.

Für die zwölf Stücke auf „Terre de Sienne“ ließ er sich folglich von farbigen Papieren zu heiter-gelassenen Melodien inspirieren, deren harmonische Struktur den Fluss der farbenreich inszenierten Klanggemälde vorgibt. Stilistisch im zeitgenössischen Modern Mainstream zu verorten, entfaltet das Dutzend Kleinode mit so poetischen Namen wie „Bouton d'Or“, „Émeraude“ oder „Chartreuse“ einen ganz eigenen, duftig oszillierenden Charme. Federleicht in diskreter Eleganz von dem Japaner Shinya Fukumori vorwiegend auf glockenhellen Cymbals und Snare akzentuiert, wirkmächtig kommentiert mit sattem Bass von Henning Sieverts – die perfekte Basis für die samtartigen, oft in hohen Registern gehauchten Tenor-Lines ihres Leaders, dessen betörenden Erzählungen Peter O'Maras flirrende Gitarren-Sounds hinreißend schön ergänzen. Malerisch gesprochen, haben diese Stilleben in ihrer pastelligen Farbigkeit die zurückhaltende Anmutung offen strukturierter Kreidezeichnungen. Weshalb man sich denn auch fragt, wie bei Matthieu Bordenave wohl ein strahlendes Sonnengelb, leuchtendes Grasgrün oder knalliges Rot klinge. Aber das verrät uns vielleicht das nächste Album von „Grand Angle“.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★

Irène Schweizer & Joey Baron: Live!; Irène Schweizer (p), Joey Baron (dr); Intakt/HM

Irène Schweizer und die Schlagzeuger, das ist eine besondere Beziehung. Für die Grande Dame des Free-Jazz-Klaviers ein Gutteil ihres Lebenswerks. Zwischen 1986 und 1995 spielte sie mit den Free-Drummern Louis Moholo, Günter „Baby“ Sommer, Andrew Cyrille, Pierre Favre und Han Bennink eine Serie von Live-Duetten ein und legte noch einige Reunions nach. Zum Schlagzeug habe sie „eine Affinität, da es als Rhythmusinstrument gut zum Harmonieinstrument Klavier passt. Es ist leichter mit einem Drummer zu kooperieren als, sagen wir, mit einem Bläser.“ Neben dem Klavier lernte sie einst Schlagzeug, setzt sich bis heute gern ans Drumset und pflegt als Pianistin eine ausgesprochen perkussive Spielweise: „Ich bin halt fasziniert von Rhythmus.“ Bei den Free-Drummern schätzte sie deren Sinn für Rhythmus und Swing, gepaart mit der Fähigkeit, über bloßes Time-keeping hinaus ein enorm breites Spektrum an Farben und Klängen zu erzeugen.

Dies bietet ihr auch Joey Baron, doch anders als die Genannten, die die Stilentwicklungen eines guten halben Jahrhunderts miterlebten und prägten, ist der rund 15 Jahre jüngere Baron seit den Neunzigern multistilistisch unterwegs; je nach Kontext reicht sein Aktionsradius von Downtown-Avantgarde bis zu balladeskem Mainstream. Wie auf Zuruf schüttelt er ein ganzes Arsenal von spielerischen Antworten und Angeboten aus dem Ärmel, was seine Dialoge mit Irène Schweizer so facettenreich und farbig macht wie ein schillerndes Kaleidoskop. Die Pianistin bündelt Cecil Taylor'sche Clusters, greift in den Flügel, lässt pastellene Farben und Monk'sche Anklänge hören; Baron swingt, streichelt und schabt an Becken und Fellen – ein stetes Auf und Ab an Spannung und Entspannung im hellwachen Austausch zweier großer Improvisatoren. Die beiden rocken das Haus – und fallen kurz vor Schluss noch in einen bluesigen Town-ship-Groove.

Berthold Klostermann



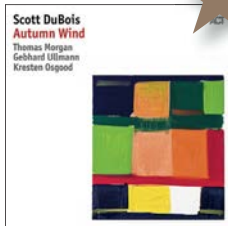
Musik
★★★★
Klang
★★★★

Rudresh Mahanthappa's Indo-Pak Coalition: Agrima; Rudresh Mahanthappa (as), Rez Abbasi (g), Dan Weiss (dr); Innova

„Ich konnte indische Musik behandeln wie Jazz und Dinge nach dem Gehör lernen. So wie ich ein Solo Coltranes oder Parkers transkribierte, sie wirklich hören und fühlen konnte als Saxofonist.“ Er denke nicht in Begriffen von „ungeraden“ Metren, sagt Rudresh Mahanthappa, für ihn sind sie einfach nur „anders regulär“. In seiner Musik spielen sie eine besondere Rolle, die rhythmischen Zyklen wie Endlosschleifen. Sie reflektieren einen Teil von ihm selbst, er wuchs mit indischer Popmusik auf, in der Fünfer und Siebener keine Seltenheit sind. Mahanthappa hat sich ein faszinierendes Repertoire geschaffen, dass er zu den größten Altsaxofonisten der Gegenwart zählt, ist längst klar. „Unser Drummer Dan Weiss befasst sich sehr intensiv mit Tablamusik, die er viele Jahre studiert hat. Er ist ein Meister in all diesen Rhythmen und weiß sie auf das Drumset zu übertragen. Jeder von uns bringt seine Interessen, seinen Geschmack mit ein; was wir spielen, lädt dazu ein.“ 2008 hatten sie mit dem iranischstämmigen Gitarristen Rez Abbasi mit „Apti“ ein fulminantes Album vorgelegt.

Seine erste Platte nannte Rudresh „Black Water“, nach einem berüchtigten Gefängnis, in dem Nehru und viele Genossen inhaftiert waren. 2003 nahm er mit Vijay Iyer „Blood Sutra“ auf; Iyer schrieb, es dokumentiere „unseren fließenden Prozess assoziativer Bedeutung, eine pulsierende kollektive Meditation“. Mahanthappas Ästhetik ist genau bedacht, so weit er auch geht, nie ufer es aus. Man hat den Eindruck, eine interne Struktur trägt diese Improvisationen, so stringent wie in den indischen Ragas, virtuos mit Vierteltönen operierend. „Vieles in meiner Arbeit ist von der Außenwelt beeinflusst. Musik um ihrer selbst willen zu schreiben liegt mir fern. Verschiedene Systeme der musikalischen Interaktion erlaubten es, die DNA der Stücke von unerwarteten Winkeln aus zu untersuchen.“

Karl Lippegaus



Musik

★★★★★

Klang

★★★★★

Scott DuBois: Autumn Wind; Scott DuBois (g), Gebhard Ullmann (ts,b-cl), Thomas Morgan (b), Kresten Osgood (dr) ACT/Edel

Das neue Werk des amerikanischen Gitarristen und Komponisten Scott DuBois „Autumn Wind“ ist ein filigran-komplexes Meisterwerk. In dreizehn aufeinander abgestimmten Kompositionen in Zwölftontechnik werden Naturerscheinungen, die den Übergang vom Herbst zum Winter bestimmen, in einfühlsamer, zwischen Klassik und Jazz changierender Klangmalerei wiedergegeben. Dafür setzt DuBois sein schon rund eine Dekade bestehendes Quartett ein, das er im Verlauf der dramaturgisch ausgewogenen Aufnahme-Session um ein Streicher- und ein Holzbläser-Ensemble erweitert.

Auf die Stimmung der einzelnen Stücke weisen schon die Titel hin: Im Intro „Mid-September Changing Light“ bestimmen helle, melodische Gitarrenlinien das Geschehen. Sie klingen durch die sich bedrohlich auftürmenden, an dunkle Wolkenketten erinnernden Rhythmen und Motive noch gleißender. Das Interplay des Leaders mit dem Bassisten im nachfolgenden „Late September Dusk Walk“ steckt voller geheimnisvoller musikalischer Bilder. Durch das ein Summen imitierende Bassklarinettenspiel von Gebhard Ullmann erhalten die lautmalerschen „Early October Insect Songs“ ein heiteres Flair. Seine extrovertierte Improvisation auf diesem Instrument bestimmt in „Late October Changing Leaves“ die Atmosphäre. Durch die ständige Wiederholung des Themas, das DuBois unter den Beitrag des Holzbläfers legt, wird der Spannungsverlauf noch gesteigert. „Mid-December Night Sky“ – mit der Strahlkraft der aus drei Quartetten gebildeten Großformation – ist ein weiteres faszinierendes Soundgemälde, das mit seinen ruhig dahingleitenden Passagen wie die Untermalung zu einem Science-Fiction-Film klingt. Den Ausklang bildet „Mid-November Moonlit Forest String Quartet Reprise“. Ein ungewöhnliches Album, das den Hörer in aufregende musikalische Galaxien entführt.

Gerd Filtgen



Musik

★★★★★

Klang

★★★★★

Maciej Obara Quartet: Unloved; Maciej Obara (as), Dominik Wania (p), Ole Morten Vågan (b), Gard Nilssen (dr); ECM

Wenn die alte Faustregel im Jazz noch stimmt, wonach es zehn Jahre braucht, um einen großen Musiker zu formen, dürfte seine Zeit jetzt gekommen sein. Das neunte Album des polnischen Altsaxofonisten Maciej Obara, Jahrgang 1981, ist sein Debüt bei ECM und verwebt traumhaft slawische Sensibilität und Lyrizismus mit einem wunderbar „unaufgeregten“, vibratosen Sound, wobei Obara als Primus inter Pares eine durchweg überzeugende Quartett-Konzeption präsentiert.

Vor sechzig Jahren hatte der polnische Komponist und Pianist Krzysztof Komeda, den Maciej Obara verehrt und der zu Lebzeiten nur ein einziges Album vorlegte, allerdings über vierzig Filmmusiken (u. a. zu „Rosemary's Baby“) schrieb, mit seinem Sextett dem polnischen Jazz entscheidende Impulse gegeben. 2012 widmete ihm der Saxofonist bereits ein ganzes Album, und hier interpretiert er eines seiner schönen Stücke, obwohl im Grunde alles – wie bei Obaras Mentor, dem Trompeter Tomasz Stanko – von der Komeda-Ästhetik zehrt. Was das Album „Unloved“ eindrucksvoll ab dem ersten Ton aus Obaras Altsaxofon zeigt. Kühl, aber nie kalt mutet dieser Ton an, der leicht wie eine Feder im Wind schwebt, von großer Zartheit ist und ohne jedes überflüssige Brimborium. Gleiches gilt für die Begleitung durch Obaras Landsmann Dominik Wania am Klavier, der ein spannendes Intro zu „Echoes“ spielt, dazu die hellwach fokussierende Begleitung der beiden Norweger Ole Morten Vågan und Gard Nilssen. Allmählich steigert sich das Geschehen, nachdem erstmal eine kontemplative Grundstimmung geschaffen ist, wobei Obaras Horn mit seinem samtigen Timbre einen leisen Gesang anstimmt. Dass dieser Musiker bei künftigen ECM-Alben eine wichtige Rolle spielen wird, ist nach diesem gelungenen Einstand unschwer vorstellbar.

Karl Lippegaus



Musik

★★★★★

Klang

★★★★★

Björn Meyer: Provenance; Björn Meyer (b); ECM/Universal

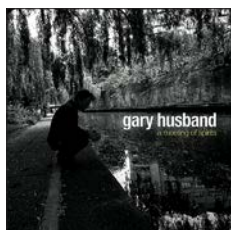
Natürlich hat man alle großen Bassisten im Sinn, wenn man die Soloscheibe von Björn Meyer einlegt. Natürlich wird hier der Bass nicht neu erfunden, warum auch? Es geht Meyer auch nicht um ein neues Statement aus dem Inneren seines Instrumentes, und wenn, dann nicht vordergründig. Sondern – es sei so schlicht gesagt, wie es ist – um Musik!

Meyer, sonst Ensemblemitglied in Nik Bärtschs Ronin, ist auch in anderen Gefilden unterwegs, mit Anouar Brahem oder Klaus Gasing zum Beispiel.

Seit langem hat Meyer ein Ritual entwickelt: Genau 27 Tage vor jedem Auftritt nimmt er täglich kleine Stücke, Experimentelles und Ideenvignetten auf und stellt sie ins Netz, als Countdown oder klingendes Tagebuch. Hier sind sie Ausgangspunkt einer Reise, die Meyer im Radio-Studio in Lugano antritt. Ihm geht es in seinen klingenden Inventionen wesentlich um die Interaktion mit dem Raum. Auch und gerade weil sein Bass kein akustisches Instrument ist, geht der Bassist in seinen Soundclouds spazieren, reagiert auf den jeweiligen Raum, produziert Loops (wie Pastorius in seinen Soloauftritten), denen er kleine Figuren und Essentials aufsetzt. So legen sich Stimmführungen übereinander.

Diese Musik schwebt – bei dem Ausgangsinstrument ist das keine Kleinigkeit. Das kann bassgitarrenverliebt klingen wie bei Steve Swallow, flageoletverliebt wie bei Pastorius. Wie seine großen Vorgänger begreift Meyer den Bass nicht als Tieftöner, sondern eher wie eine Gitarre. Mit feinen Arpeggios der die Saiten zupfenden Finger. Dann verwebt Meyer wieder Schlagtechniken der Rhythmusgitarre mit Funk Licks. Basswunderland könnte man die CD „Provenance“ nennen. Da ist Meyer im Grunde ein später Nachfahre von Eberhard Weber, der schon allein vom Instrument her den Bass neu erfand, ihn auf die Reise in ein Traumland schicken konnte. Meyer entdeckt es wieder, aber auf seine ganz eigene Weise.

Tilman Urbach



Musik
★★★★☆
Klang
★★★★

Gary Husband: A Meeting of Spirits; Gary Husband (p, voice, bell); Edition/Membran

Will man die laute, energiegeladene Musik von John McLaughlins Mahavishnu Orchestra nicht nur als geballte Ladung Power auffassen, sondern den Kompositionen Rechnung tragen, dann ist es nicht die schlechteste Option, sie vom Rockjazz in eine völlig andere Klangwelt zu übersetzen. Dies gelang vor zehn Jahren dem radio.string.quartet – und kurz zuvor Gary Husband: am Soloklavier. Damals fand sein Album kaum Beachtung, jetzt gibt ihm ein neues Label eine neue Chance.

Als Instrumentalist ist Husband eine Doppelbegabung: Pianist/Keyboarder und Drummer, in beiden Rollen versiert, stilistisch mit allen Wassern gewaschen: Ob Jazz oder Pop, Rock oder Funk, Fusion oder Drum'n'Bass – der Brite spielt in der Oberliga und arbeitet mit den Besten der Besten. Seit Anfang der Achtziger ein Weggefährte des unlängst verstorbenen Gitarrenindividualisten Allan Holdsworth, kam er 2005 zu McLaughlin („Industrial Zen“) und nahm im selben Jahr dieses Tributalbum auf. Wenig später stieg er bei McLaughlins Band The 4th Dimension ein. In die Liner Notes zu „A Meeting of Spirits“ schrieb ihm sein neuer Chef: „Ein Album voller Überraschungen, und dass ich das ein oder andere meiner eigenen Stücke kaum wiedererkenne, ist nur eine davon.“

Sicher gönnt sich Husband allerhand harmonisch-rhythmische Freiheiten, doch die markanten, bluesigen Riffs und der ungerade Shuffle von „The Dance of Maya“ etwa, hier eingeleitet durch einen „Maya Prologue“, bleiben unverkennbar. Ebenso „Celestial Terrestrial Commuters“, wo er das Bassmotiv durch rhythmisches Klopfen im Kasten steigert. Unterm Strich aber ist solche Spurensuche müßig. Husbands bisweilen impressionistische Versionen machen dem Komponisten McLaughlin alle Ehre, den Interpreten zeigen sie als Künstler, der die Essenz der Vorlagen selbstbewusst weiterdenkt. Und als formidablen Pianisten.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Philipp Gerschlaue & David Fiuczynski: MikroJazz!; Philipp Gerschlaue (as), David Fiuczynski (g), Jack DeJohnette (dr), Matt Garrison (b), Giorgi Mikadze (keyb); RareNoise

Die Gitarren und E-Bässe sind teilweise „fretless“, also ohne Bünde, während Giorgi Mikadze an „mikrotonalen“ Keyboards agiert. „Neue expressionistische Musik“ kündigt das Frontcover dieser ungewöhnlichen Produktion an. Acht von zwölf Stücken schrieb der Altsaxofonist Philipp Gerschlaue, den Rest steuerte der Gitarrist David Fiuczynski bei, in nur zwei Tagen entstand ihr komplexes Album im „Clubhouse“ in Rhinebeck/New York.

Thelonious Monks alter Wahlspruch „make the drummer sound good“ geht hier einmal mehr in Erfüllung: Alles steht und fällt, mikrotonal oder wie auch immer, mit den Trommelkünsten Jack DeJohnettes, dem der Sohn des Coltrane-Bassisten Jimmy Garrison hilfreich zur Seite steht. David Fiuczynski liebt die Schleiftöne, die auch die klassische indische Saitenmusik kennt, und verleiht ihnen eine Eleganz, die der raue Slidegitarren-Sound im Country-Blues so nicht kannte. Auch Gerschlaues Saxophonphrasierung lebt von den 128 Tonschritten für die Oktave, zudem entwickelte er ein mikrotonales Keyboard und kümmerte sich um die Tunings, die teilweise beim Komponisten LaMonte Young einige Anleihen machen.

„Irrlichternd“ klingt diese Musik im positiven Sinne, sie lässt uns tonale Zwischenräume erleben, die das westliche Tonsystem aus Ganz- und Halbtönen so nicht kennt. Philipp Gerschlaue studierte in Frankfurt, Mainz und Berlin, u. a. bei Peter Weniger. Mit einem DAAD-Stipendium setzte er seine Ausbildung bei Chris Potter in New York fort und gründete ein reguläres Quartett, das er Besaxung nennt. Seine Vorstöße in minimale melodische und harmonische Zwischenräume mit dem hochkarätigen Ensemble verleihen Gerschlaues Musik einen reizvoll irritierenden Charakter. Ob die Pionierleistung des heute 31-Jährigen auf andere Jazzmusiker abfärben wird, bleibt indes abzuwarten.

Karl Lippegauß



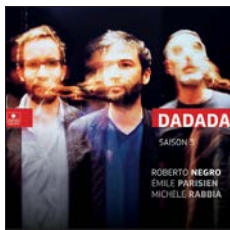
Musik
★★★★
Klang
★★★★

Ilona Haberkamp With Ack Van Rooyen: The New Coolnezz; Ilona Haberkamp (as,ss), Ack van Rooyen (fl-h), Frank Wunsch (p), Paul G. Ulrich (b), Thomas Alkier (dr); Laika Records/Rough Trade

Das Blau des Himmels, der Meere und sicher der spezielle Blauton, den der französische Maler und Bildhauer Yves Klein entwickelte, inspirierten bereits einige Künstler: allen voran Miles Davis mit „Kind Of Blue“, das Monoblu Quartet des Wiener Trompeters Franz Koglmann mit „L'Heure Bleue“ und jetzt „Lost Into The Blue“ der Saxophonistin Ilona Haberkamp.

Mit ihrem Quintett, in dem der weit über achtzigjährige niederländische Flügelhornspieler Ack van Rooyen die atmosphärischen Saxofon-Chorusse der Bandchefin sensibel begleitet, lotet sie die melodiosen Regionen des Cool Jazz aus. Für Ilona Haberkamp ist van Rooyen „nicht nur ein wunderbarer Mensch, sondern auch ein fabelhafter Musiker, die europäische Antwort auf Chet Baker“. Ein Statement, das sich in jedem Stück bewährt. Aber auch die anderen Bandmitglieder zelebrieren ein Konzept, in dem die Schönheit eines jeden Tons auskosten wird. Das beginnt bereits mit „Blues For Erik Satie“ von Frank Wunsch, in dem der Pianist Motive aus „3 Gymnopédies“ zitiert. Eine passende Ergänzung dazu bildet Haberkamps „La Note Bleue“, ein Thema, dessen sanfte Melancholie sich in den graziösen Improvisationen der Band auflöst. Nicht nur für Ack van Rooyen dürfte das Schmerzlichste am Älterwerden der Verlust von Freunden sein. „Song For Lost Friends“ ist ein bewegendes Stück, in dem sich der Flügelhornspieler nach dem Blues-getönten Intro des Pianisten mit sensiblen Chorussen an vergangene Zeiten erinnert. Haberkamps von einem packenden Groove unterfüttertes „Armenien Blue“ richtet einmal mehr den Fokus auf den flüssigen Saxofon-Sound und die Ästhetik ihrer Improvisation. Mit einer swingenden Version des Standards „How Deep Is The Ocean“, in dem auch die souveräne Rhythmusgruppe an die Reihe kommt, endet die Session „Versunken Ins Blau“.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

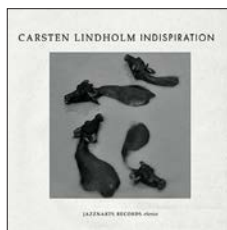
Roberto Negro: DaDaDa „Saison 3“; Émile Parisien (ss), Michele Rabbia (dr, perc, electronics), Roberto Negro (p, electronics); Label Bleu

Roberto Negro aus Turin verbrachte vierzehn Jahre seiner Kindheit in Zaire, genauer in Kinshasa, „ohne ein Wort in einer der Landessprachen zu lernen, aber mit klassischem Klavierunterricht“. Émile Parisien stammt aus Cahors/Südwestfrankreich und fand bei den Marsalis-Workshops in Marciac zum Jazz, studierte am Konservatorium in Toulouse und formierte ein erstaunliches Quartett. Als Dritter begleitet der italienische Meister-Perkussionist Michele Rabbia die abenteuerliche Reise durch Negros fiktive Welten. Parisien hatte den Pianisten bei der Einweihung einer Ausstellung von Pierre Soulages in Lyon kennengelernt, worauf die gemeinsame Faszination für Ligeti den Ausschlag für die Gründung eines Trios gab.

Die CD „Saison 3“ stellt hohe Anforderungen an die Spieler, subtile Stimmungen zu treffen, präzise artikuliert wie ein diffiziler Schauspieler-Text. Eine unpräzise Leichtigkeit gehört zum Zauber dieses Chamber-Jazz. Anders als der Titel vermuten ließe, geht es nicht um einen Besuch in den Dada-Welten Zürichs, sondern vermutlich (die CD enthält keinerlei Text) um Klangspiele, Kinderspiele, Cartoons ohne Bilder. Großartig der gesangliche Sound, den Parisien am Sopransaxofon erzeugt, während das Klavier das Übrige für die jeweilige Szene liefert. Man habe lange an diesen Stücken gearbeitet, sagt Parisien, und jedes Hören enthüllt neue Facetten. Roberto Negro liebt Skurriles, Kontraste, Jonglieren wie in „Shampoo“, sehr temperamentvoll klingt „Nana“, wobei das Trio harte Filmschnitte in Echtzeit einbaut.

Die letzte Viertelstunde gehört Reminiszenzen an Paul Bleys Erfindergeist nebst mysteriösen Rennen durch Ornettes verästelte Melodik („Brimborion“). Die Parisien-Fans sollten sich „Saison 3“ nicht entgehen lassen. „DaDaDa“'s gelungener Trio-Start ist auch dem Tonmeister Philippe Teissier du Cros vom Studio Gil Evans in Amiens zu verdanken.

Karl Lippegaus



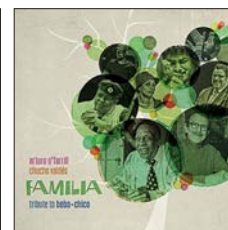
Musik
★★★
Klang
★★★★★

Carsten Lindholm: Indispiration; Erik Truffaz, Pete Judge, Gunnar Halle, Thomas Siffling, Rasmus Bøgelund (tp), Carsten Lindholm (dr, el-p, effects) u. v. a.; Jazz'n'Arts/In-akustik

Der wortschöpferische Albumtitel „Indispiration“ deutet an, wo es langgeht: Hier bezieht einer seine Inspiration aus Indien und indischer Musik. Was mal mehr, mal weniger einleuchtend rüberkommt. Der dänische Schlagzeuger Carsten Lindholm stammt aus einer Kleinstadt auf der Insel Fünen und ging, nachdem er Größen wie Peter Erskine, Nils Petter Molvær und Lars Danielsson als Mentoren gewonnen hatte, nach New York, um dort (!) die südindische Vocal-Perkussion-Sprache Konnakol zu erlernen, die man im Westen etwa durch Trilok Gurtu, Ramesh Shotham und das Karnataka College of Percussion kennenlernte. Zurück in Dänemark, orientierte er sich von filigran-melodischem Fusionjazz aus in Richtung jener Melange von Jazz und Drum'n'Bass, weiten Melodiebögen und Ambient-Soundscapes, die seit den Experimenten eines Nils Petter Molvær einen Großteil des nordischen Jazz prägt.

„Es ist aufregend zu sehen“, sagt Lindholm, „wie die indische Musik und Kultur Einfluss auf meine Musik genommen haben. Vor allem das Konnakol gibt mir wunderbare Möglichkeiten, mein nordisches Soundbild mit südasiatischen Rhythmen auszubauen.“ Umso verwunderlicher nur, dass die rhythmische Silbensprache, die das Konnakol ausmacht, an keiner Stelle vorkommt, nicht mal im so betitelten Stück. Als Drummer erforscht Lindholm eher die komplexen Verschiebungen im Rhythmussystem, die ebenfalls zum Konnakol gehören, schichtet Klangflächen oder legt den anhaltenden Bordunton einer indischen Tantara (Henrik Andersen) unter seine sphärische Musik. Statt mit Band arbeitet er mit einem Pool von Musikern, darunter nicht weniger als fünf wechselnde Trompeter. Titel wie „New Delhies“, „Ganges“, „Punjab Boogie“, nicht zuletzt auch „ECM“, darf man als Bekenntnis zu den Quellen seiner Inspiration verstehen. Sie legen aber auch das Epigonenhafte dieses Albums bloß.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Arturo O'Farrill & Chucho Valdés: Familia-Tribute To Bebo+Chico; Arturo O'Farrill, Chucho Valdés (p), Adam O'Farrill (tp), Ernesto Vega (cl), Tony Rosa (conga) u. a.; Motema/Pias 2 CD

Der Komponist und Arrangeur Arturo „Chico“ O'Farrill wie auch der Pianist und Komponist Bebo Valdés waren Pioniere des Afro-Cuban Jazz. Schon geraume Zeit folgen ihre Sprösslinge, der nach seinem Vater benannte Arturo O'Farrill und Chucho Valdés deren Spuren. Die beiden Pianisten kreierten unabhängig voneinander eine moderne Variante des Afro-Cuban und Latin Jazz. Insofern sind ihre auf der Doppel-CD „Familia-Tribute To Bebo+Chico“ dokumentierten Klänge eine weitere logische Fortsetzung ihrer Familiengeschichte mit dem Ziel, das reiche Erbe kubanischer Musik mit Jazz zu verbinden.

Mit dem Afro Latin Jazz Orchestra kontrastierten die Protagonisten sowohl bekannte Themen ihrer Väter wie Bebo Valdés „Ecuación“ oder Arturo „Chico“ O'Farrills „Pianitis“ mit eigenen Stücken. Ein Vorgeschmack auf die glutheißen Aufnahmen steckt schon in dem Eröffnungstück „BeboChicoChucoTuro“. Angefeuert durch die mitreißenden Bläsersätze der Großformation überbieten sich O'Farrill und Valdés mit einem pianistischen Feuerwerk, in dem folkloristische Bezüge ebenso aufleuchten, wie ein Bezug zu den Improvisationsstrukturen moderner Jazzpianisten. Auf der zweiten mit „The Third Generation Ensemble“ betitelten CD kommen weitere Familienangehörige zum Zug. In „Run And Jump“ überzeugt der Trompeter Adam O'Farrill, der fernab vom Latin Jazz auch in eher avantgardistischen Bereichen anzutreffen ist. Weitere Höhepunkte sind die Version von Bebo Valdés' bekanntester Nummer „Con Poco Coco“, in der der Trompeter erneut brilliert, die beiden Pianisten sich gegenseitig zu übertreffen versuchen und ein vitales Feature der Percussion-Gruppe und des Bassisten abläuft. In dem exotischen „Raja Ram“ münden Anoushka Shankars Sitarklänge in den Strudel lateinamerikanischer Musik.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Stefano Bollani: Mediterraneo; Stefano Bollani (p), Jesper Bodilsen (b), Morten Lund (dr), Vincent Peirani (acc), Geir Lysne (arr, cond), Berliner Philharmoniker; Act/Edel

Auf seinem „Napoli Trip“ vom letzten Jahr präsentierte der Pianist ein Fresko aus neapolitanischen Klassikern, inklusive „O sole mio“. Spritzig, witzig, virtuos. Damit empfahl Stefano Bollani sich wohl für die Act-Konzertreihe „Jazz at Berlin Philharmonic“, die zuvor schon „Norwegian Woods“- und „Celtic Roots“-Abende gesehen hatte. Auf Folge VIII, „Mediterraneo“, kommt Bollani jetzt mit einem Streifzug durch 400 Jahre italienischer Musikgeschichte – offenbar eine Auftragsarbeit. Für den Abend gab man ihm und seiner dänischen Rhythm-Section den französischen Akkordeonstar Vincent Peirani sowie ein gutes Dutzend Mitglieder der Berliner Philharmoniker zur Seite, ließ den Norweger Geir Lysne die Musik arrangieren und das Ganze dirigieren. Zum großen Ensemble ebenso passend wie zum Thema Italien wählte man als Repertoire vorzugsweise Musik aus Film und Oper.

Wie könnte im Monteverdi-Jahr ein solches Programm besser starten als mit Parts aus dessen „L'Orpheo“: Die Toccata als Eröffnungsfanfare, die Sinfonia zur Vorstellung von Ensemble und Solisten, allen voran Peirani und Bratschist Martin Stegner. Mit Nino Rotas „Amacord“ für Soloklavier geht's in die Abteilung Film, Ennio Morricones „Chi Mai“ (aus „Der Profi“ u. a.) wechselt man aus Reggae über rasanten Swing in filmgerechte Klangtableaus und mündet in ein sich langsam steigerndes „The Good, the Bad and the Ugly“. Der Reigen streift noch mehr Morricone und Rota, Opern von Rossini („Barbier von Sevilla“) und Puccini sowie, nicht zu vergessen, Paolo Contes Schlager „Azzurro“, der hier zu einer furiosen Jazztrio-Nummer wird. Überhaupt dürften Jazzfans sich über solche Triopassagen am meisten freuen, doch es kommt auch zu schönen Frage-Antwort-Teilen zwischen Klaviertrio/Akkordeon und Philharmonikern. Und in Rotas „Fortunella“ wird die Truppe noch zur zünftigen Banda.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Ella Fitzgerald With The London Symphony Orchestra: Someone To Watch Over Me; Ella Fitzgerald (voc), James Morgan (p), Frazer Snell (b), u. a.; Verve/Universal

Zum 100. Geburtstag von Ella Fitzgerald erschienen einige Alben, in denen die Bedeutung der First Lady Of Jazz gewürdigt wurde. Natürlich würde sich ein Fan noch mehr freuen, wenn es sich wie bei Ella With The London Symphony Orchestra „Someone To Watch Over Me“ um bislang unveröffentlichte Aufnahmen der einzigartigen Sängerin handelte. Leider verbirgt sich unter diesem vielversprechenden Titel ein Projekt, das man getrost als eher grenzwertig bezeichnen kann. Zwar ist es keine Seltenheit, das Sessions nachträglich mit einem Streichorchester „veredelt“ werden. Das belegen Aufnahmen des Gitarristen Wes Montgomery, und sogar Alice Coltrane, die Witwe des einflussreichsten Saxofonisten der Sechzigerjahre, John Coltrane, griff nach dessen Tod zu diesem Kunstgriff. Einen weiteren Höhepunkt in dieser Entwicklung stellte „Unforgettable“ dar, ein virtuelles Duett der Sängerin Natalie Cole, das sie mit ihrem rund ein viertel Jahrhundert zuvor verstorbenen Vater sang.

Zurück zu Ella Fitzgerald: Die Streicher-Arrangements, die der britische Arrangeur & Dirigent James Morgan für historische Monoaufnahmen aus Ellas reichhaltigem musikalischen Œuvre einsetzte, sollten der Sängerin einen neuen Sound bescheren. Selbst wenn dafür das London Symphony Orchestra in den legendären Abbey Road Studios antrat, klingt das Ergebnis eher bescheiden. Zwar verliert Ellas unverwechselbare Stimme auch bei den im Nachhinein eingefügten Streicherpassagen wie in „Misty“ oder „With A Song In My Heart“ nichts von ihrer Magie, jedoch die Originalaufnahmen mit Combo- oder Big-Band-Begleitung der Vokal-Lady aus den Fünfzigerjahren sind für mich überzeugender. Ob Ella Fitzgerald mit dem derzeit angesagten Sänger Gregory Porter tatsächlich für „People Will Say We're In Love“ ein Duett eingespielt hätte, sei dahingestellt. Da war Louis Armstrong, der sie auf zwei Stücken begleitet, doch eher auf der sicheren Seite.

Gerd Filtgen



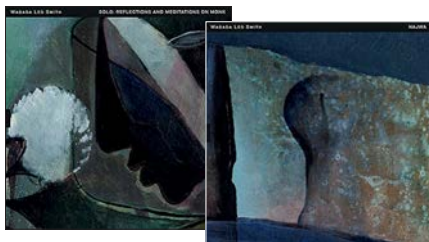
Musik
★★★★
Klang
★★★★

Lakatos/Margitza/Bolla: Gypsy Tenors; Tony Lakatos, Rick Margitza, Gábor Bolla (ts), Vincent Bourgeyx (p), Darryl Hall (b), Bernd Reiter (dr); Skip/Soulfood

Er gehört zu den Vorzeigesolisten der hr-Bigband und nimmt sich noch viel Zeit für andere Unternehmungen, oft unter eigener Regie: der ungarische Tenorist Tony Lakatos. In eigenen Projekten knüpft der Spross einer Geigerdynastie, der ansonsten weitgehend der Jazztradition verpflichtet bleibt, schon mal an seine Roma-/Gypsy-Wurzeln an, um diese mit Jazz zu verbinden. Dass er dabei andere Wege geht als den eines Django Reinhardt'schen Gypsy-Swing, verrät schon der Titel dieses Live-Mitschnitts aus der Münchner „Unterfahrt“. Auf „Gypsy Tenors“ geben sich drei Top-Tenoristen mit Sinti-/Roma-Hintergrund ein Stelldichein nach Art der legendären Tenor-Gespanne der Bop-Ära: Dexter Gordon & Wardell Gray, Gene Ammons & Sonny Stitt, Johnny Griffin & Eddie „Lockjaw“ Davis ... Mit Rick Margitza, einem US-Amerikaner slowakischer Abstammung, und dem Ungarn Gábor Bolla hat Lakatos zwei ebenbürtige Tenorkollegen bei sich, die wie er aus der Gypsy-Tradition kommen und stilistisch im Fahrwasser des Bop unterwegs sind.

Am sinnfälligsten führen die beiden Stränge im Opener „Bebop Csárdás“ zusammen, der eine rasante Melodie im Stil des ungarischen Volkstanzes mit Jazzharmonien gründiert. In einer früheren Version (auf „Gypsy Colours“, 2005) ließ Lakatos seinen Bruder Roby ein furioses Gypsy-Geigensolo hinlegen, jetzt nutzen die drei „Tenöre“ das Stück als knapp 15-minütiges Feature, um sich nacheinander solistisch einzuführen. Wer wann an der Reihe ist, lässt sich kaum sagen, doch man hört drei markante „Stimmen“ von je eigenem Ton und eigener Farbe. Mit Standards und Widmungen an Horace Silver und Elvin Jones wird das Programm dann konventioneller, „You've Changed“ bzw. „Lament“ werden bei Lakatos und Bolla zu eindrucksvollen Lektionen in Sachen beseelter Balladeninterpretation. Fehlt nur noch eine zünftige „tenor battle“.

Berthold Klostermann



Wadada Leo Smith: Solo: Reflections And Meditations On Monk; Wadada Leo Smith (tp); **Wadada Leo Smith:** Najwa; Michael Gregory Jackson, Henry Kaiser, Brandon Ross, Lanvar Smith (alle g), Bill Laswell (el-b), Pheeroan AkLaff (dr), Adam Rudolph (perc) (beide TUM, www.tumrecords.com)

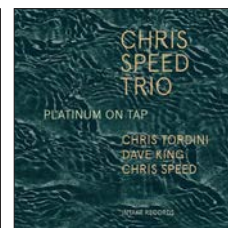
Thelonious Monk hatte denkwürdige Begegnungen mit Miles Davis, Dizzy Gillespie und Clark Terry, den er auf „In Orbit“ 1958 als Gastpianist begleitete. Eigene Musik jedoch hörte Monk am liebsten, wenn schon von Bläsern, aus einem Tenorsaxofon. Das bot Wadada Leo Smith die Lücke, in die „Solo: Reflections And Meditations On Monk“ vorstößt, das er beim finnischen Rundfunk (YLE) 2014/15 aufnahm und jetzt zu Monks 100. Geburtstag veröffentlicht. Thelonious liebte schleppende Tempi, und Wadada dienen Balladen wie „Ruby, My Dear“ und „Reflections“, Letzteres mit Dämpfer, zu Vorstößen ins Freie zwischen Allusion und Digression. Dazwischen platziert sind imaginäre Szenen wie „Monk and his Five Point Ring at the Five Spot Café“ – ach ja, der dicke Ring mit den vier Buchstaben, wo MONK oder KNOW zu lesen war! Besessen wie Steve Lacy, der die berühmten Stücke notengetreu nur mit dem

Musik ★★★ (Solo)
★★★★★ (Najwa)
Klang ★★★ (Solo)
★★★★★ (Najwa)

Sopransaxofon interpretierte, ist Wadada nicht. Ein Meilenstein seiner Diskografie bleibt „Kulture Jazz“ (1993), für das er (solo) sieben Instrumente spielte, sang und rezitierte. Hier aber fehlt das zentrale Bezugssystem, nämlich die Monk-Rhythmik, und so erleben wir ad lib-Assoziationen, die einiges an Geduld vom Hörer verlangen.

Viel interessanter klingt die zweite neue CD „Najwa“, im März 2014 von Robert Musso (Sound) und Bill Laswell (E-Bass und Mischung) hervorragend eingefangen. Wadadas fulminantes Ensemble mit vier E-Gitaristen plus Rhythmusgruppe fackelt ein Feuerwerk ab. Mit Henry Kaiser hatte der Trompeter schon etliche Male den „elektrischen“ Miles geehrt. Diesmal taucht Bill Laswell wie mit einem „Bass-Synthe“ in Tiefseezonen ab, das Getrommel splittet in alle Richtungen, während man nochmal Hendrix à la Gil Evans zu hören glaubt. Laut Überschriften zu den fünf Tracks beschwört das Oktett die Geister von Ornette Coleman (multidimensional), John Coltrane (im Dub-Groove), Billie Holiday („umgeben von exotischen Pflanzen“) und Ronald Shannon Jacksons („den Meister des sinfonischen Trommelns“). Da passt einfach alles zusammen, der unverwechselbare Wadada-Sound, Bässe wie blubberndes Magma, Harmolodisches und Modales, elektrisierender Sci-Fi-Jazz. Yo Miles!, we did it again!!

Karl Lippegaus



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Chris Speed Trio: Platinum On Tap; Chris Speed (ts), Chris Tordini (b), Dave King (dr); Intakt Records/HM

Auf eigenartige Weise klingt die Musik des Chris Speed Trio so lange vertraut, bis der Saxofonist seine empathische Erinnerung an Sound und Improvisationsmuster legendärer Vorgänger mit eloquenten Chorussen abstreift. In dem von aufregenden Beats und Bassfiguren unterlegten „Arrival High“ kreierte er Texturen, die in ihrer Lässigkeit an Lester Young erinnern. Im Gegensatz dazu steigert sich Speed in dem zunächst verhalten interpretierten „Crooked Teeth“ in wilde, bis in freie musikalische Bereiche vordringende Chorüsse. Offenbar genießen er und seine Partner die Interpretation seiner Stücke und inszenieren damit eine musikalische Parallelwelt, die zwischen dem in melodische Segmente zerlegten Evergreen „Stardust“ und „Spirits“ von dem Free-Jazz-Pionier Albert Ayler changiert.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

radio.string.quartet: In Between Silence; Bernie Mallinger (violin, voc), Igmar Jenner (violin), Cynthia Liao (viola), Sophie Abraham (cello, voc); Jazzland Norway/Edel

Über Jahrzehnte war das Kronos Quartet Maß aller Dinge in Sachen zeitgenössischer Komposition für Streich-Ensemble. Und von immensem Einfluss auf junge Musiker des klassischen Genres, denen die Amerikaner mit einem schier überbordenden Repertoire aus diverssten Stil- und Spielarten vorführten, dass die intime Kombination aus zwei

Geigen, Bratsche und Cello für weit mehr als nur die üblichen Verdächtigen wie Schubert oder Beethoven geeignet ist.

Sicher mit ein Grund dafür, dass sich 2004 in Wien das radio.string.quartet um Primus inter Pares Bernie Mallinger zusammenfand, um die recht engen Grenzen eines Streich-Quartetts deutlich auszuweiten. Doch im Unterschied zum Kronos Quartet widmeten sich die Österreicher, die inzwischen die Donaumetropole aus dem Namen gestrichen haben, immer schon der Ausgestaltung ihres Spielmaterials mit eigenen Ideen und originellen Wendungen. Was nun auf ihrem sechsten Album „In Between Silence“ endgültig zu selbstbestimmter Klangpracht kulminiert ist. Dabei verweigern sich die vier (zu Recht) im Cover-Text jenem eher hilflos deskriptiven „CrossoverJazzClassicPopFusionRockNewElectronicMusic“-Ding und setzen stattdessen markante Eckpunkte

mit Einflussgrößen von Schubert über Yun Miyake und Arvo Pärt bis E.S.T. und Sam Amidon. Denen man musikologisch in ihren flirrenden, von Bugge Wesseltoft kongenial produzierten Klangbildern nachspüren oder sie auch einfach nur als Anregungen für eigene Hörerfahrungen nehmen kann. Ihre hypnotischen Soundscapes mäandern jedenfalls kräftig durch die Welten zeitgenössischer Klangkunst und lassen, auch dank der von Mastering-Ass Jon Holland perfekt eingebundenen Samples und Vokalbeiträge, rasch vergessen, dass hier eigentlich nur Streicher zugange sind. Da trifft schamanische Intensität auf elektrifizierende Ekstase, pulsen zarte Pizzicati neben sonoren Cello-Lines, entwickeln sich immer wieder Klanggespinste, die zwischen Ruhe und Schönheit, Chaos und Groove hinreißend schillern. Man staunt atemlos.

Sven Thielmann